

Die Bundesabbruchstadt

Die rot-grüne Mehrheit hat das stolze Bern an den Rand des Bankrotts regiert. Jetzt will man eine zweisprachige Schule schliessen, um 800 000 Franken zu sparen, während Millionen von Steuerfranken in ideologischen Projekten versickern.

Hubert Mooser

Bern
Das Ende kam über die Schul-App «Klapp». Darin informierte das Schulamt Bern, geleitet von der neuen Gemeinderätin Ursina Anderegg vom Grünen Bündnis, noch kein halbes Jahr im Amt, dass der

Unter der neuen Präsidentin Marieke Kruit (SP) will Bern zur Schwammstadt werden.

Versuch der Classes bilingues (Clabi) per Ende Schuljahr 25/26 eingestellt wird. Über hundert Kinder in der Stadt Bern müssen die Klasse wechseln. FDP-Grossrätin Claudine Esseiva, die privat vom Entscheid betroffen ist, spricht von einem «bildungspolitischen Skandal» und erklärt: «Ohne nachvollziehbare Gründe haben die Stadt und der Kanton entschieden, ein Leuchtturmprojekt von alt Gemeinderätin Franziska Teuscher rund um die Zweisprachigkeit in unserer Region zu beenden.»

Brücke zur Romandie

Andereggs Vorgängerin und Parteikollegin Franziska Teuscher hatte die zweisprachige Schule 2018 mit Brimborium lanciert. Als Bundesstadt wolle man einen Beitrag zur Annäherung der Sprachregionen leisten. Noch im Februar lobte Berns neue Stadtpräsidentin, Marieke Kruit (SP), in der Westschweizer Zeitung *Le Temps* die Clabi als Brücke zur Romandie. Dann zog Bildungsdirektorin Anderegg der Schule den Stecker.

Der Schliessbefehl ist beschämend für einen Ort, der sich in jeder Hinsicht als avantgardistisch versteht. So erklärte sich Bern vor einem Jahr zum «sicheren Hafen» für in Seenot geratene Asylsuchende, die man direkt aufnehmen will. Bei der Ausrufung des Klimanotstandes kamen ihr zwar andere Gemeinden zuvor, doch Bern macht zügiger vorwärts. Unter der neuen Präsidentin Kruit will man



Ausgelagertes Wohnzimmer: Blick auf die Nydeggbrücke und das Matte-Quartier.

zur Schwammstadt werden. Dafür sollen Plätze und Trottoirs aufgerissen werden, damit das Wasser in die Erde versickern kann. Man leistet

Wer morgens mit dem Auto das Quartier verlässt, kann nicht sicher sein, abends wieder zurückzufinden.

sich einen eigenen städtischen Sprachleitfaden und Stellen für die Propagierung veganer und vegetarischer Lebensweise.

Albtraum der Bürgerlichen

Vor allem aber führt die Stadt einen nicht enden wollenden Krieg gegen Autos. Wer morgens mit dem Wagen das Quartier verlässt, kann nicht sicher sein, abends wieder zurückzufinden, weil die Zufahrt plötzlich mit Pollern versperrt ist. Die NZZ hat Berns Verkehrsregime

einmal treffend wie folgt beschrieben: Kaum eine Quartierstrasse diene mehr als das, wozu sie geschaffen wurde, nämlich als Verkehrsweg, sondern werde als ausgelagertes Wohnzimmer für die Anwohner genutzt.

Bern ist der wahrgewordene Albtraum vieler Bürgerlicher, ein linkes Sozialparadies, von Auswärtigen als Beamtenhimmel und Steuerhölle verhöhnt. Die Stadt wird seit über dreissig Jahren von einer rot-grünen Mehrheit an den Rand des Bankrotts regiert, die ihre Klientel mit einem Rundumwohlgefühlprogramm bei Laune hält.

«Die Linken haben vor allem durch ihre Siedlungspolitik erreicht, dass sie ihre Mehrheit politisch weiter zementieren konnten», sagt SVP-Stadtrat Alexander Feuz, ein politisches Urgestein. Eigentum sei unerwünscht, ebenso höherwertiges Wohnen. Stattdessen fänden ein rigider Parkplatzabbau und ein

forcierter Sozialwohnungsbau statt. Vielleicht liegt es auch daran, dass Bern in Umfragen regelmässig zur attraktivsten Schweizer Stadt für junge Erwachsene gekürt wird.

Projekt-Pleiten in Serie

Es gibt aber auch den begründeten Verdacht, dass der Hang, wirtschaftliche Zusammenhänge auszublenden, zu einem Wesensmerkmal der Aare-City geworden ist, wie der Berner Journalist Jürg Steiner in seinem Buch («Bern – eine Wohlfühlase?») einst ausführte. Fakt ist, dass Bern seit Jahren chronisch rote Zahlen schreibt. Im letzten Jahr betrug das Minus 12,2 Millionen Franken, für dieses Jahr ist ein Fehlbetrag von 28 Millionen veranschlagt. Die Schulden sollen bis 2028 auf 1,85 Milliarden ansteigen.

Bern lebe seit Jahren über seine Verhältnisse, moniert SVP-Politiker Feuz. «In den wirtschaftlich guten Jahren wurde, statt Steuer-senkungen einzuführen, neues Personal für unnütze Aufgaben angestellt, die Beiträge an gewisse Kulturinstitutionen verdoppelt.» Auch hat man unter der über dreissigjährigen Herrschaft der Linken und Grünen den Unterhalt vieler Bauten vernachlässigt.

Irgendwie wird man aus Bern nicht schlau. «Die Stadt hat zwar kein Geld mehr für die Classes bilingues, verlockt aber Steuergelder in komplexe und unausgereifte Informatikprojekte», erinnert Feuz. Unter diese Rubrik fällt auch das Programm «Base 4 Kids» für die Schule, das nie richtig funktionierte, aber horrende Kosten verursacht. In einem Untersuchungsbericht, den FDP-Politikerin Esseiva mitverfasste, heisst es dazu, Bern habe innert kürzester Zeit eine schweizweit einmalige Schulplattform entwickeln wollen, ohne über genügend Ressourcen und das notwendige Wissen zu verfügen.

Die nächste Pleite droht mit Citysoftnet, einem Programm zur Abwicklung der Sozialhilfe. Bern hoffte, hier eine Vorreiterrolle übernehmen zu können. Die Regierung hat dafür

über 25 Millionen in den Sand gesetzt, da nun eine kantonale Lösung eingeführt werden muss. Auch mit einer Mobilitätsapp scheiterte die Stadt vor einiger Zeit grandios. «Millionen wurden auch für die Planung der mittlerweile schubladisierten Velobrücke und des Helvetiaplatzes verschleudert», betont Feuz.

Doch weshalb enden hier so viele Unternehmen in einem Scherbenhaufen? Für FDP-Politikerin Esseiva ist die Projektführung

Für Citysoftnet, ein Programm zur Abwicklung der Sozialhilfe, hat man 25 Millionen in den Sand gesetzt.

häufig nicht zufriedenstellend. Ausser bürgerlichen Kreisen, die in Bern schon fast in der Bedeutungslosigkeit verschwunden sind, scheint dies hier aber niemanden recht zu bekümmern. Egal, wie überrissen und unausgereift die Pläne sind: Die Stimmbürger unterstützen sie.

Kritik selbst vom grünen Ex-Stapi

Dies zeigte sich auch bei der teuren Sanierung des Schulhauses im Quartier Kirchenfeld. Sie wurde 2016 vom Volk gutgeheissen, obwohl sie selbst nach Meinung von Linken, darunter dem früheren grünen Stadtpräsidenten Alec von Grafenried, ein paar Schuhnummern zu gross geraten ist. Eine einfache Instandstellung genügte nicht. Laut Fachleuten sollen statisch heikle unterirdische Bauten erstellt werden. Dafür wurde ein Kredit von 46 Millionen Franken beantragt. Heute rechnet man mit Kosten von 56 Millionen. Ausserdem muss ein Provisorium für 23 Millionen erstellt werden. Obendrein wurde der Baubeginn durch Einsparungen um fast zehn Jahre verzögert.

Während man beim Schulhausbau und anderen Unternehmen klotzt, will man nun die Clabi schliessen, um 800 000 Franken zu sparen. Claudine Esseiva sagt: «Wenn die Kosten das Problem sind, hätte man beim Kanton vorstellig werden können, denn die Förderung der Zweisprachigkeit ist ein Ziel der Regierungsrichtlinien mit entsprechenden Mitteln, die zur Verfügung stehen. Dies wurde nicht gemacht.»

Der Entscheid ist jedoch definitiv, wie Bildungsdirektorin Anderegg am Montag anlässlich einer Informationsveranstaltung zu verstehen gab. Sie trat dabei auf wie eine Managerin, die ein innovatives, integratives Projekt aus Desinteresse einstellt, ohne vorher andere Perspektiven ausgelotet zu haben.

Die rot-grüne Mehrheit hat die stolze Stadt heruntergewirtschaftet. Jetzt beginnt der grosse Abbruch.



Schule geschlossen: Stadträtin Anderegg.



Die Bibel

Zählen und erzählen

Ich danke dem Herrn von ganzem Herzen und erzähle alle deine Wunder (Psalm 9,2 Lutherbibel). — Bei Erzählungen schwingen zwei Aspekte mit: Einerseits steckt darin die «Zahl» als reale Grösse. Andererseits ist «erzählen» mehr als «zählen», so, wie erleben mehr ist als leben. Auch im biblischen Hebräisch hängen zählen und erzählen eng zusammen. Erzählungen stehen im Verdacht, nicht ganz historisch zu sein. Manche Historiker sind bemüht, Erzählungen, die für das Selbstverständnis der Leute wichtig sind, zu demontieren. Mit der Beseitigung gewisser Mythen – Tell, Winkelried, Revolutionen, Auszug aus Ägypten, Christus – lassen sich ganze Kulturen umformen.

Es ist längst unbestritten, dass viele Mythen nicht oder nur teilweise historisch sind. Dennoch können sie Fakten und Profile vermitteln, die für die Identität unschätzbar sind. Im Englischen sind die «story» und die «history» nahe beisammen, und im Deutschen heissen beide «Geschichte». In diesem Wortstamm verbirgt sich nebenbei das Tempo: Geschehnisse sind eilig ablaufende Ereignisse. Unser Gedächtnis kann sie nur lückenhaft erfassen. Deshalb werden sie später verarbeitet.

Der Holocaust-Forscher Saul Friedländer wies einst darauf hin, dass die Mikroebene, also die Erzählungen der Individuen, zu kurz komme. Und der Historiker Jörg Baberowski legt Wert darauf, dass die finsternen Epochen – Nazideutschland, Sowjetunion – nicht durch die Historiker, sondern durch die Erzählungen der Schriftsteller verarbeitet werden. Deshalb haben auch die Wundererzählungen ihren berechtigten Platz. «Es kann keine Geschichte der Vergangenheit geben, wie sie sich tatsächlich ereignet hat. Es kann nur historische Interpretationen geben, und von diesen ist keine endgültig. Jede Generation hat das Recht, ihre eigene Interpretation zu bilden» (Karl Popper).

Peter Ruch

